

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 2

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2
XV. Jahrgang

Bern
10. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Im Schnee.

Von Gottfried Keller.

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegestöber her!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld naß und kalt.

Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk röhrt!

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 2

Und wie sich auf dem Wasser auch in der größten Hitze eine leichte Röhre bemerkbar macht, so wurde auch Ursula nie warm, was man so warm werden heißt. Sie konnte heftig werden, aber nicht laut und nicht lebhaft, nur in der Tiefe brodelten dann die dunklen Wasser und suchten sich durch Worte, die den Schuldigen empfindlich trafen, Lust zu machen.

Die Pfarrfrau von Bergeln saß bald in dem Empirehaus vor einem ganzen Tisch voll Herrlichkeiten: einer Kindfleischwurst, die Ursula eigenhändig gestopft hatte, einer Kristallschale mit sauer-süßen Melonen, die sie eingemacht, einem gelblichen englischen Teller mit Brezeln, gesalzenen natürlich, die so mürbe waren, daß sie zerbrödelten, und vor einer Flasche „Schweizerblut“. Daniel hatte den Wein von seiner Vase in Basel zum Geschenk erhalten.

Anna-Liese aß mit gutem Appetit, lobte alles um des guten Zweckes willen, der sie hergeführt, noch mehr, als sie es sonst gelobt hätte, und überlegte bei jedem Bissen, ob der günstige Augenblick zum Reden gekommen sei.

Sie sandte ein paar Säze von der schädlichen Tätigkeit des Teufels und von der bösen Welt im allgemeinen voraus, sprach dann von den überall lauernden Versuchungen, die gleich Fuchseisen auf sonst gute Menschen warteten, kam dem Ziel um einige Beispiele aus ihrem Städtchen näher und sprang endlich tapfer mitten in die Sache hinein.

„Ich komme mit einem Anliegen. Oder eigentlich mit einer Bitte. Nein, einem Rat; oder einem Vorschlag. Ja, wie soll ich sagen, mit etwas, das euch glücklich machen könnte und mit dem ihr jemand glücklich machen könnet, kurz...“

„Sag's gerade heraus, Anna-Liese. Umwege stehen dir nicht gut“, half Daniel gutmütig.

Ursula machte ein spitzes Gesicht. Es brauchte sie nie-

mand glücklich zu machen. Sie hatte alles, was sie wollte. Daß keine Kinderfüschchen auf dem feinen Kies des Rosenhofes sich abdrücken, bedauerten andere Leute mehr als sie.

Nun erzählte Frau Anna-Liese alles, was sich begeben hatte, begann bei Susanna und endete bei Klärchen und sagte: „Das Klärchen behalte ich.“

„Also nicht einmal die Wahl läßt du uns“, fragte Ursula ärgerlich.

„Klärchen hinkt“, sagte die Pfarrerin einfach.

„So? Nein, die möchte ich nicht. Ich habe schöne Leute gern“, sagte Ursula. „Susanna sei hübsch, erzähltest du?“ —

„Sehr hübsch. Sie hat natürliche Locken, regelmäßige Züge und eine zierliche Gestalt.“

„Weint sie viel? Ist sie unruhig? Wild? Wirft sie alles durcheinander? Hat sie Heimweh? Ist sie viel?“ Jetzt lachte Anna-Liese.

„Nein, sie ist nicht viel. Sie weint nicht, wirft nichts um, hat kein Heimweh, wenigstens zeigt sie nichts davon, und von Unruhe und Wildheit habe ich nichts gemerkt.“

„Sie ist doch gesund?“ fragte der Mann, dem an Susannas Beschreibung etwas fehlte.

„Ich habe wilde Kinder gern“, sagte er. Seinem fleischigen, rötlichen Gesicht und seinen ruhigen Bewegungen glaubte man das. Er hatte keine Nerven, die lebhafte Kinder nicht ertragen hätten. Auch kannte man um 1855 herum diese Krankheit nicht, behing sie auf alle Fälle mit einem größeren Namen.

„Und wenn sie den Leichtsinn ihres Vaters geerbt hätte“, fragte Ursula. „Ich möchte das Mädchen nicht hüten müssen.“

„Ich glaube, darüber kann ich dich beruhigen“, sagte die Pfarrfrau. „Und dein Einfluß wird doch auch zu merken sein, denke ich. Leichtsinnig wird neben dir niemand.“ Sie sagte es harmlos. Aber Ursula sah auf. War das ein Hieb? Sie sah zu Schwendt hinüber. Er schmunzelte.

„Das hoffe ich“, sagte Ursula scharf, denn sie vertrug keinerlei Tadel. Wenn aber Schwendt die Bemerkung der Schwester mit Schmunzeln beantwortete, so enthielt sie einen Tadel. Ursula zog, wie immer, wenn sie einen Ärger zu überwinden hatte, ihr goldenes Uehrchen aus dem Gürtel. Es bildete einen brillantenbesetzten, blauemaillierten Schmetterling und war das Stück ihrer Brautgaben gewesen, um das sie am meisten beneidet wurde. Sie zog es auf, mitten im Tag, und spielte darauf mit der langen, goldenen Kette. Darüber wurde ihre Stirne wieder glatt, und sie fuhr fort, Anna-Liese über Susanna auszufragen.

„Ich will sie zu mir nehmen“, sagte sie. „Schwendt, es wird dir recht sein? Man ist froh, für seine alten Tage jemand zu haben. Ich könnte jetzt schon flinkere Beine wohl gebrauchen und habe gerne jemand um mich, der etwas weniger schläft und nicht stundenlang die Zeitungen liest“, setzte sie anzüglich hinzu. So, das Schmunzeln war vergolten. Ursula wurde leicht zumut.

„Es ist mir recht“, sagte Daniel bedächtig. „Wenn das Kind nur zu uns alten Leuten paßt.“ Seine Frau sah ihn an.

„Alten Leuten? Rede du in der Einzahl, Schwendt.“ Die Frau Pfarrer, die Plänkeleien nicht liebte, weil sie nie wußte, ob die spaßhafte Form auch wirklich nur Spaß sei und nicht Ärger und Empfindlichkeit deekte, lachte ab.

„Ihr werdet gewiß Freude an dem Kind erleben. Es ist noch so jung, daß ihr es formen und lenken könnt nach Gefallen.“ Da irrte sie sich aber.

Aus so wenig hartem Holz war Susanna gar nicht gemacht. Vom ersten Schrei und Stampfen mit dem Fuß, vom ersten Male, da sie schmollend hinter der Tür gestanden, weil die Mutter sie ausgelacht, bis zu dem Tag, da sie den Vater, dessen sie sich schämte, ohne Fuß und Tränen ziehen ließ, war sie dieselbe geblieben. Sie kleidete ihre Puppen, aber liebte sie nicht. Sie ließ sich, ohne das Gesicht zu verzieren, vom Lehrer strafen, vergaß ihm aber die Strafe nicht, trotzdem er sich bemühte, das hübsche Kind mit dem stolzen Köpfchen zu gewinnen. Daneben war sie niemals unartig, sehr ordentlich, sehr fleißig, sie strickte schon und nähte — es war nichts an ihr auszusehen.

Anna-Liese, die Pfarrfrau, hatte dennoch in der ersten Stunde herausgefunden, was ihr fehlte, und ohne sich zu besinnen, Klärchen, das warmherzige, hinkende Kind an ihr Herz genommen, so reizend Susanna auch ausgesehen hatte und so flink und anstellig sie sofort hatte Anni den Tisch decken helfen.

Anna-Liese König aß noch bei den Schwendt zu Mittag, obgleich es sie mächtig nach Hause zog. Nicht, weil sie meinte, es gehe nicht ohne sie, sondern einfach aus Freude an den Ihren und aus Liebe zu den Ihren. Dort allein war ihr so recht wohl, und wenn sie unter ihrer Schar herumwirtschaftete, sang sie vor sich hin, da sie nicht wie ein Räubchen schnurren konnte.

Sie war froh, ihren Schülpling für das Leben versorgt zu haben. Darüber, daß die Schwestern nicht aus-

einander kamen, wollte sie wachsen, denn das Band der geschwisterlichen Liebe mußte doppelt stark gewoben werden zwischen ihnen, da die Kinder unter so verschiedenen Verhältnissen aufwachsen sollten. Die eine in dem kinderreichen, bescheidenen Pfarrhaus eines winzigen Städtchens, die andere wie eine Prinzessin in dem schönen Landhaus des Stadtrats Schwendt, als Tochter der Frau Ursula, dicht bei einer großen Stadt.

„Also, es ist abgemacht“, rief Daniel. „Wir lassen Susanna nächsten Mittwoch holen und behalten sie einstweilen einen Monat. Ich zweifle nicht daran, daß sie uns lieb werden wird. Wir schicken den Char-à-banc, in dem auch noch eines deiner Kinder Platz hat. Gibst du uns den Bernhard mit, damit Susanna im Anfang Gesellschaft habe?“ —

„O ja, wenn ihr es für nötig haltet“, sagte Anna-Liese ohne Besinnen, aber ungern.

„Abgemacht, wir schicken dir dafür einen Salzkuchen, so groß wie ein Wagenrad“, lachte Daniel Schwendt.

Anna-Liese ging nach einem warmen Abschied leichtten Fußes davon, hob zierlich ihr Musselinkleid in die Höhe, damit der Kies es nicht streife, und lief so eilig hinter der grünen Hecke, die unten den Rosenhof gegen die Straße abschloß, dahin, daß die Oberstehenden meinten, sie fahre.

„Es zieht sie heim“, sagte Daniel ein wenig neidisch.

„Nun werden wir also ein Kind bekommen, Schwendt, wenn's dir nur nicht zu laut wird im Haus.“

„O, zu laut. Endlich einmal gibt's Lärm“, gab er zurück. „Wenn sie nur recht Lärm machen wollte, die kleine neue Tochter.“ Er suchte sich mit seiner im Bett etwas bedrängten Phantasie das Kind auszumalen.

„Wir werden ja sehen“, sagte Ursula und ging ins Haus, um ihr Strickzeug zu holen, das in einem durchbrochenen und vergoldeten Porzellanbecher, einem Erbstück der Mutter, in dem großen, fühlten Flur auf dem Tische stand.

Sie setzte sich auf die grüne Bank, die vor dem Wohnzimmer neben dem Hauseingange stand. Wenn die Nadeln klapperten und der Wollenknäuel sich emsig drehte, konnte sie gut denken. Und zu denken hatte sie nun übergenug.

„Schwendt“, rief sie dem Gatten zu, der eben wieder mit seiner Zeitung an ihr vorüberspazieren wollte. „Ich nehme das Kind zu mir, du kannst in dem kleinen Zimmer nebenan schlafen.“

„So“, brummte er. „Wäre es umgekehrt nicht auch gegangen?“

„Nein“, sagte Ursula. Der Knäuel machte einen hohen Satz, so eilig strickte sie.

2.

Mit Jubel war die kleine Klara von den Pfarrerskindern als Schwesterlein aufgenommen worden. Anni, die zehnjährige, hätte sie zwar lieber etwas älter gehabt, und Bernhardt fragte seine Mutter, warum sie nicht Susanna behalten habe, die ihm viel besser gefalle. Die Kleinen aber beklagten, daß Klärchen nicht so schnell springen könne wie sie. Alle diese Einwände benutzte Frau Anna-Liese, um ihren Kindern eindrücklich ans Herz zu legen, daß sie gerade um dieses Gebrechens des kleinen Mädchen willen es doppelt liebhaben müßten. Es saß denn auch bald in dem

warmen Nest, als gehöre es zwischen all den Flaum und die Wolle, und zwitscherte fröhlich und glücklich mit den andern um die Wette.

Susanna hatte es ruhig mit angehört, daß sie in die Hauptstadt versetzt werden sollte, um auf dem schönen Rosenhof ihr Leben zuzubringen.

Wunderdinge erzählten die Pfarrerskinder von dem Obstgarten Tante Ursulas, von den durchsichtigen, blassem Apfeln, die wie Erdbeeren schmeckten und doch wieder wie Apfel. Von den dunkelroten Kornelkirchen, den Pflaumen und Zwetschgen, von den Rossenlettenbirnen, wie allein die Tante Ursula einen Baum habe. Sie erzäeilten sich um des Wäldchens willen, in dem man Räuber spielen könne wie in einem richtigen Wald. Sie berichteten von der Holzlaube, auf der man sich bei Regenwetter jage und in der an den Wänden lauter komische Bilder klebten, wie das von dem traurigen und dem lustigen Manne, unter dem stünde: Ich muß lachen, weil du weinst, und mir gar so komisch scheinst, und unter dem andern: Ich muß weinen, weil du lachst, und dich gar zum Narren machst. Von der Laube sprangen die Kleinen auf den Lehensmann über, auf den Heulshofer, das Holzhaus, den Pferdestall, alles paradiesische Verstecke. Von der Tante Ursula erzählten sie nicht viel, als Susanna nach ihr fragte. Ja, sie sei eben streng. Man dürfe bei ihr in den Stuben nicht spielen wie bei der Mutter. Und wenn man bei Tisch schwäche oder lache, zöge sie einen bei den Haaren. Uli, fest! Und als einmal Anni etwas erzählt habe und es sei nicht so recht wahr gewesen, halb schon, aber den Rest habe sie dazu gedichtet, da habe sie ein ganzes Jahr nicht mehr zu Tante Ursula kommen dürfen. Sie schenke einem aber schöne Sachen zu Weihnachten und Mutter sage, sie gebe ihr viel Geld für die Armen. Und abends bekomme man auf dem Rosenhof nur Haberbrei, weil der gesund sei. Verene, die Magd, die schon fünf Jahre bei den Großeltern gedient habe, bringe einem aber ein Butterbrot mit grünem Käse darauf. Das dürfe man im Bett, wenn es dunkel sei, essen.

Klärchen und Susanna hörten mit Eifer zu, was die Pfarrskinder erzählten, und wollten immer mehr wissen.

Die Verene sei eine feine Magd, berichteten sie weiter, als sie von Tante Ursula nichts mehr wußten. Ein jedes, das ihr in der Küche einen Besuch mache, bekomme Kannenbirnenschnitte. Und sie habe in ihrer Stube ein russisches Österei, ganz aus Wachs, mit Bildchen darauf, blauen und roten. Das sei heilig, habe die Verene gesagt, aber nur für die Katholischen, die Protestantischen verständnen nichts



Fr. Bischoff: Erster Schnee.

Der erste Schnee.

Von Fr. Güll.

Ei, du liebe, liebe Zeit,
Ei, wie hat's geschneit, geschneit!
Ringsherum, wie ich mich dreh',
Nichts als Schnee und lauter Schnee.
Wald und Wiesen, Hof und Hecken,
Alles steckt in weißen Decken,
Und im Garten jeder Baum,
Jedes Bäumchen voller Staub.
Auf dem Sims, dem Blumenbrett,
Liegt er wie ein Federbett!
Auf den Dächern um und um
Nichts als Baumwoll' ringsherum.
Und der Schlot vom Nachbarhaus,
Wie posseierlich sieht der aus:
Hat ein weißes Müllerkäppchen,
Hat ein weißes Müllerjöppchen!
Meint man nicht, wenn er so raucht,
Dass er just sein Pfeiflein schmaucht?

Und im Hof der Pumpenstock
hat gar einen Zottelrock,
Und die pudrige Perücke,
Und den Haarzopf im Genicke,
Und die ellenlange Nase
Geht schlir vor bis an die Straße!
Und gar draußen vor dem Haus! —
Wär' nur erst die Schule aus!
Aber dann, wenn's noch so stürmt,
Wird ein Schneemann aufgetürmt,
Dick und rund und rund und dick
Steht er da im Augenblick.
Auf dem Kopf als hut 'nen Ziegel
Und im Arm den langen Prügel
Und die Füße tief im Schnee:
Und wir ringsherum, huchhe!
Ei, ihr lieben, lieben Leut',
Was ist das heut' eine Freud'!

davon. Wenn man ein schlechtes Zeugnis gehabt habe, so schelte Verene mehr als die Mutter und zwieb einen und sage: „Ihr seid doch keine Kesselflickerkinder! Macht, daß ihr Bildung bekommt.“ Bildung, sagt Verene, sei überhaupt die Haupfsache. Wenn sie mehr davon gehabt hätte und hätte gut und schön schreiben können und auf des Hans Wart Briefe antworten, sie säße längst in ihrem



Das Frisching-von Wattenwyl-Haus (Junkerngasse 59) Südseite.

Heimatdorf mit einer ganzen Schar eigener und brauchte jetzt nicht fremder Leute Kinder liebzuhaben. Ja, das habe die Verene schon oft gesagt.

So schilderte Anna-Lieses Schar den Rosenhof. Vom Onkel sagten sie nicht viel. Da lachten sie, denn er sprach mit ihnen. Stedte sich die Tante um irgend eines Fehls willen hinter ihn, so schalt er, aber schwächlich. Wenn er aber nach Tisch schlief, musste man still sein, denn sonst wurde er böse.

Susanna äußerte sich nicht, wie sie über die ganze Sache denke. Sie war in aller Höflichkeit um die Pfarrfrau herum, nicht ungewöllig, gehorsam und sehr anstellig in allen Kleinigkeiten, die man ein kindliches Mädchen lehrt.

Ob der Abschied von ihrem Schwesternlein ihr weh tat oder nahe ging, konnte die Pfarrfrau nicht herausfinden, nicht einmal dann, als der Char-à-banc vom Rosenhof vor der Tür stand, um Susanna abzuholen. (Forts. folgt.)

Ein altbernisches Patrizierhaus.

Wer auf der Ostseite der Plattform stehend die stattliche Reihe der altbermischen Patrizierhäuser an der Junkerngasse mustert, der sieht sich einem durch Gartenmauer,

Terrasse mit Freitreppe, Balkon, Attika und Dachtürmchen ausgezeichneten Herrenhause gegenüber. Es ist das Haus Nr. 59 an der Junkerngasse, das ehemalige Frisching- und heutige von Wattenwyl-Haus, das uns hier seine breite schöne Gartenfront zuwendet.

Es ist neben dem Erlacherhof wohl das größte und schönste der Gasse. Wie jenes besteht es aus einem Border- und Hinterhaus, die beide durch einen Lichthof voneinander geschieden und wieder durch Seitentritte miteinander verbunden sind. Hier ist der Lichthof besonders schön zu einem Treppenaufgang mit Rundgalerie im 1. Stock ausgestattet (vergl. Abbildung „Haupttreppen“ S. 22).

Und wie bei den meisten altbermischen Patrizierhäusern sind die Repräsentationsräume ins Borderhaus an der sonnigen und aussichtsreichen Südseite in die Beléte verlegt. Man steigt die breite Haupttreppe empor, geleitet von einem kunstvoll gearbeiteten schmiedeisernen Geländer. Die mächtigen kostbaren Gobelins und die Porträts an den Wänden, die Gorillabüste in der Podeststelle und der farbenschillernde Pfau auf der Geländerbrüstung, sie empfangen den Gast vornehm und würdig. Durch zwei Vorzimmer schreitend (vergl. Abb. S. 22) betritt man den großen Saal links und das Balkonzimmer in der Mitte; von letzterem aus gelangt man in den kleinen Salon, der in reinem Empire-Stil ausgeführt ist (vergl. Abb. S. 21). Dieser Saal ist eine beachtenswerte architektonische Leistung. Man beachte die Harmonie des Raumes und der Möbel und Geräte, das Holzwerk, die Tapete, die Stuckdecke, die Leuchter, den schlanken Turmofen, die dekorativen Details an der Türe, an den Porzellan- und Silberschränken, am Tisch und an den Fauteuils. Der kleine Saal stammt aus der Neuzeit, während die übrigen Räume ihre Inneneinfaltung in den verschiedensten Epochen erhalten.

An der Stelle des heutigen Hauses standen ursprünglich zwei oder besser drei Häuser.*). Das westliche eine Haus kam 1529 in den Besitz der Familie Frisching, die beiden andern wurden 1705 durch Schultheiß Samuel Frisching von Hans Steiger, dem späteren Schultheissen, hinzu gekauft. Derselbe Samuel Frisching ließ kurz nach 1705 das jetzige Herrschaftshaus erstellen und zwar ganz augenscheinlich von einem tüchtigen Architekten, dem die gute französische Baukunst vertraut war. Das Haus vererbte sich in der Familie (seit 1838 v. Wattenwyl) bis auf den heutigen Tag. Gegenwärtiger Besitzer ist Herr E. J. v. Wattenwyl, Direktor der Union Life Branch of the Commercial Union, London.

Wie alle Patrizierhäuser hat das Frisching-v. Wattenwylhaus neben einer äußern auch eine innere Geschichte. Seine Räume haben ein gutes Stück bernische Stadt- und Staatsgeschichte miterlebt. Am interessantesten war dieses miterlebte Stück zu der Zeit, da die beiden Samuelle, Vater und Sohn, beides Berner und später Schultheissen einer ländlichen Stadt und Republik Bern, das Haus bewohnten. Der ältere hat die bewegten Tage des Bauernkrieges (1653) und des ersten unglücklichen Billmergenkrieges (1656) mitgemacht. Und zwar sehr aktiv. Er saß als Berner in schier

*) S. Türler im „Neuen Berner Taschenbuch“ 1892, S. 193 f., und in „Bürgerhaus des Kantons Bern“, 2. Band. Letzterer Publication entstammen die Bildstöcke zu den Illustrationen dieses Aufsatzes.